

THE NE(X)T GENERATION – das Angebot der Bibliotheken / 30. Österreichischer Bibliothekartag Graz, 15.–18. 9. 2009. Hrsg. von Ute Bergner und Erhard Göbel. – Graz; Feldkirch: Neugebauer, 2010. – 369 S.: Ill., graph. Darst.; 23 cm, 480 g
(Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen & Bibliothekare: Schriften der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare (VÖB); Bd. 7)
Literaturangaben
ISBN 978-3-85376-287-5 kart.: EUR 39.90 (DE) (freier Pr.), EUR 39.90 (AT) (freier Pr.)

Um das Resümee gleich vorwegzunehmen: Der Titel verspricht leider wesentlich mehr als die 50 Beiträge einzulösen vermögen. Das liegt zunächst natürlich daran, dass die Ergebnisse eines Bibliothekartages, zu dem mehr als 150 Vorträge gehalten worden sind, immer nur in einer Auswahl in einem Sammelband wiedergegeben werden können. Wenn die Frage nach der Zukunft der Bibliotheken und ihren Angeboten für die »ne(x)t generation« nur unzureichend beantwortet wird, so liegt dies allerdings auch daran, dass die heutigen Wissenschaftlichen ebenso wie die Öffentlichen Bibliotheken in Österreich und in Deutschland von Bibliothekarinnen und Bibliothekaren der Jahrgänge 1946 bis 1964 und 1965 bis 1980 dominiert sind. Das ist kein Argument gegen deren Verdienste, die Ulrike Lang in ihrem Beitrag (S. 175–179) durchaus würdigt. Aber das innovative Potential der nach 1981 Geborenen, die mit den Interessen der »ne(x)t generation« enger verbunden sind und sie zum Teil sogar repräsentieren, findet deshalb kaum Berücksichtigung, weil sie die Minderheit in allen Bibliothekskollegien sind. Und wenn Achim Oßwald in seinem Beitrag auf die »Qualifikationsprofile« für Leitungsfunktionen »im Spiegel ausgewählter Studienangebote« eingeht (S. 152–160), so beeindruckt zwar die praxisorientierten Veränderungen für angehende Bibliothekarinnen und Bibliothekare an Universitäten und Fachhochschulen in beiden deutschsprachigen Ländern. Aber weder die Einstellungsbedingungen noch die Aufstiegsmöglichkeiten für die Bachelor- und Masterstudienabsolventen sind derzeit an Öffentlichen und Wissenschaftlichen Bibliotheken erfolversprechend oder »zukunftsweisend«.

Wachsende Kundenzufriedenheit versus sinkende öffentliche Etats

Nicht weniger als 13 Beiträge beschäftigen sich mit den Möglichkeiten der Effizienzsteigerung, Qualitätskontrolle, Statistik, Leistungskontrolle und -bewertung, Kosten-Nutzen-Betrachtung in und für Bibliotheken (S. 24–150). Ob Prozesskostenrechnung, New Public Management, Balanced Scorecard, Zertifizierungsverfahren, DBS, ÖBS, Bibliometrie, Hebis-Statistik, Konsortialverträge, Inanspruchnahme externer Dienstleister oder das Konzept der Teaching Library – man wird dem Management der meisten Bibliotheken wohl kaum vorwerfen können, dass sie sich nicht ernsthaft und intensiv genug darum bemühen, die steigenden Ansprüche der Nutzer/Kunden mit den sinkenden öffentlichen Etats für den Einkauf von Büchern und Zeitschriften und dem Abbau von Personal in Einklang bringen zu wollen. Aber einmal davon abgesehen, dass niemand gerne über Defizite oder Misserfolge bei der Einführung neuer Steuerungsmodelle in der Fachwelt berichtet, entscheidend bleibt die Abhängigkeit der Wissenschaftlichen und Öffentlichen Bibliotheken von ihren jeweiligen Finanziers: Bundesregierung, Bundesländer und Kommunen in Österreich und Deutschland. Wenn sich bei diesen Unterhaltsträgern aufgrund einer Verschlechterung der Kassenlage die Notwendigkeit zu Einsparungen ergibt, trifft dies die Bibliotheken leider unabhängig von ihrer Leistungsfähigkeit, Qualität und Kundenfreundlichkeit.

Damit wären wir beim eigentlichen Kern des Problems der Zukunftsfähigkeit von Bibliotheken. Auf ihn weist der Journalist Rüdiger Wischenbart in seinem brillanten Eröffnungsvortrag »Das Universum (das andere die Bibliothek nennen). 4 politische Variationen auf Jorge Luis Borges zum Österreichischen Bibliothekartag 2009« explizit hin (S. 15–22). »Es geht, ohne zu fackeln, um die künftige Verfügungsmacht über große Wissensbestände, und um die sie definierenden Spielregeln. [...] Es geht um die Zugänge zu Wissen und um die Kontrolle dieser Zugänge. Und damit geht es um die Aufgaben und um die künftigen Ziele aller Personen und Organisationen, die an diesen Zugängen tätig sind.« (S. 18). Aber: »Warum wird«, so die provozierende Beobachtung Wischenbarts, »– in absurder Weise gerade im

Augenblick der aktuellen Wissensrevolution – ausgerechnet bei den öffentlichen Ausgaben für Bibliotheken gespart? Weil hier zwei Konzepte fälschlicherweise gegeneinander gehalten werden, und weil zwei unterschiedliche Geschwindigkeiten aufeinanderprallen.« (S. 19). Obwohl wir selbst tagtäglich die »global player« Google, Amazon oder Facebook vor Augen haben, scheinen die Bibliotheken allerdings für diesen Machtkampf keine Strategien zur Mobilisierung einer politischen oder gesellschaftlichen Lobby zu haben. Bezeichnenderweise spiegelt dieses Manko auch der vorliegende Tagungsband wider. Denn Beiträge zu einer politischen Diskussion über die Rolle der Bibliotheken in der Gegenwart und Zukunft, die doch eigentlich durch den Eröffnungsvortrag angeregt werden sollte, sucht man vergebens.

Tagungsband berichtet ausschließlich über Fachprojekte als Zukunftswegweiser

Stattdessen wird ausführlich über Projekte berichtet, die mögliche fachliche Wege in die Zukunft weisen: über das »Unified Resource Management« als »Bibliotheksautomatisierung der nächsten Generation« (S. 181–187), über die »Vernetzung von Dienstleistungen am Beispiel elektronischer Zeitschriften und Datenbanken« (S. 188–195), über vier Ansätze zur Digitalisierung unterschiedlicher Medien (S. 197–225), über »Bibliothekskataloge im web« (S. 220–232), über die »Thematische Suche in heterogenen Informationsräumen« (S. 234–242) und die Einführung der Dewey-Dezimalklassifikation in der Oberösterreichischen Landesbibliothek (S. 243–246). Während die aktuellen Weiterentwicklungen in den Musikbibliotheken mit vier Beiträgen (S. 270–288), die interkulturelle Bibliotheksarbeit mit drei Beiträgen (S. 297–316) und die Innovationen in juristischen Fakultäts- und Spezialbibliotheken mit zwei Beiträgen (S. 318–325) gewürdigt werden, geht nur ein Beitrag von Markus Fritz auf die Schulbibliotheken – und zwar in Südtirol – ein (S. 290–295). Das ist angesichts des Anspruchs von Bibliothekartag und Tagungsband mehr als bedauerlich, denn die Schulbibliotheken sind doch der Ort, an dem die »ne(x)t generation« für die Nutzung der Öffentlichen und Wissenschaftlichen Bibliotheken begeistert werden sollte und könnte,



wenn man sie denn ernst nehmen würde. Aber selbst der Vergangheitsbewältigung wird mehr Aufmerksamkeit eingeräumt. Vier Beiträge beschäftigen sich mit der »Provenienzforschung« an Bibliotheken in Wien, Graz, Linz und Salzburg (S. 248–268) – alles lesenswert und moralisch notwendig, aber keine zentrale Problemstellung für die Zukunft der Bibliotheken. Gleiches gilt für das durchaus honorige Engagement pensionierter Berufskolleginnen und -kollegen in Österreich, der Schweiz und Slowenien, die sich im Rahmen eines »Round Table« über ihre Aktivitäten an unterschiedlichen Bibliothekseinrichtungen geäußert haben (S. 327–349).

Zum Abschluss vermittelt uns der Bibliothekar Peter Klien, der in seinem Nebenberuf als Kabarettist den Festabend des Bibliothekartags in Graz gestaltet hat, die weise Einsicht, dass seit fast 20 Jahren »überall von der Zukunft der Bibliotheken gesprochen« wird und dass auch in den Bibliotheken »nichts bleibt, wie es ist« – nur die Vortragstitel auf Bibliothekartagen ändern sich nicht mehr (S. 351). Wenn er dann allerdings noch feststellt, dass die Arbeit in den Bibliotheken »ein bisschen wie Ementaler« sei: »Lustig wird es erst durch die Löcher« (S. 354), so vermag ich ihm in diesem Punkt nicht beizupflichten. Denn die »Löcher« des Tagungsbandes hinterlassen eher den traurigen Eindruck von Orientierungs- und Hilflosigkeit gegenüber den mächtigen Anforderungen der Zukunft.

Dr. Jan-Pieter Barbian

**DAS ENDE DER BIBLIOTHEK? : vom Wert des Analoges / hrsg. von Uwe Jochum und Armin Schlechter. – Frankfurt, M.: Klostermann, 2011. – 133 S. : Ill. ; 25 cm
([Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie / Sonderbände]; 105)
Literaturangaben
ISBN 978-3-465-03722-4 Gewebe: EUR 44.00**

Der Sammelband enthält, in überarbeiteter Form, die Texte, die am 22. und 23. April 2010 in der Forschungsbibliothek Gotha vorgetragen wurden. Zentrales Thema war die Zukunft von Buch und Bibliothek als Träger von Informationen und ihre Bedrohung durch die digitale Technologie. Zwei der damaligen Refera-

te sind nicht enthalten. Ein Beitrag von Uwe Jochum ist hinzugekommen.

Uwe Jochum (Universitätsbibliothek Konstanz) hat als vorzüglicher Bibliothekshistoriker hohe Anerkennung erfahren, zum Teil wurde er mit dem Vorwurf falscher Prämissen und Kritik an seiner Skepsis gegenüber der Digitalisierung und dem Internet konfrontiert. In Monographien und Aufsätzen von der »Entmaterialisierung der Bibliotheken« bis hin zum Beitrag »Von den Fürstenbibliotheken zur digitalen Bibliothek« (in: *Die Weisheit baut sich ein Haus*, hg. v. Winfried Nerdinger, 2011, S. 149–167) äußert er seine Sorge, dass die Digitalisierung und das Internet das Buch, die Bibliotheken und Bibliothekare(innen) gefährdeten. Armin Schlechter (LBZ Rheinland-Pfalz / Pfälzische Landesbibliothek Speyer) hat als Buch- und Bibliothekshistoriker wichtige Anregungen gegeben sowie in der Katalogisierung von Handschriften und Inkunabeln wie auch als Kurator wichtiger Ausstellungen überregionales Ansehen gewonnen.

Der ansprechend gedruckte, lesefreundlich gestaltete Leinenband bringt neben den Texten eine Einleitung und ein recht knappes Literaturverzeichnis. Formale Desiderata gibt es kaum. Vermisst wird jedoch ein Autorenverzeichnis mit Kurzbiografien und bibliografischen Angaben.

Armin Schlechter stößt in der Einführung die Thematik »der Entwicklung des Internets und seine(r) Implikationen für das Buch- und Bibliothekswesen« (S. 7) an. Er warnt »vor größeren oder kleineren Informationsverlusten, die vom Vorgang der digitalen Reproduktion nicht zu trennen sind« und betont, dass die »Totaldigitalisierung unserer Überlieferung ... die analogen Objekte (Archivalien, Handschriften und Drucke) ... und die Tradierungsorte dieser Objekte (Archive und Bibliotheken) disponibel und ortlos machen und damit um ihren Gehalt bringen« werde (S. 8). Dies sei genau »der Punkt, an dem die Tagung einsetz(t)e« (S. 8).

Uwe Jochum schreibt über die drohende »Selbstabschaffung der Bibliotheken« in einer sehr komplexen philosophischen Erörterung zum Wert des Analoges. Der neue Informationsbegriff, der die Wandlung der Bibliotheken in Richtung auf Dienstleistungseinrichtungen rechtfertigen soll, die nicht mehr

gedruckte Bücher und Zeitschriften anbieten, sondern nur noch Informationen jedwedem medialen Trägers, gewährleistet nicht das Überleben der Bibliotheken. Er führe letztlich »zu einem digitalen Double der Welt« (S. 19) und zur Selbstabschaffung auch der Bibliothekare(innen).

Georg Siebeck (Verleger in Tübingen) betont im Artikel »Die Vielfalt der Bibliotheken und die Produktion der Verlage« die gute Partnerschaft zwischen Bibliotheken und Verlagen. Besonders dringlich erscheint mir die Mahnung an die Bibliothekare(innen) im Rahmen seiner 7. These, »die Standards der digitalen Angebote zu entwickeln...«, »Metadaten« und »Standard-Datenformate, und zwar plattformunabhängige, für elektronische Bücher und Zeitschriften« zu erarbeiten und, besonders wichtig, »Standardbedingungen für den Kauf und den Erwerb von Zugangsmöglichkeiten zu elektronischen Medien zu entwickeln und durchzusetzen« (S. 32 f.).

Markus Krajewski (Medienhistoriker in Weimar) schildert in »Gewandelte Zentralinstanz«, in einem Rückgriff auf eine Romanfigur Robert Musils den Wandel vom Bibliotheksdienst zum OPAC, und warnt, dass »das Wissen innerhalb einer allumfassenden Netzwerkinfrastruktur institutionalisiert« würde und »zu einigen wenigen, hochintegrierten Orten der Informationsdistribution« führen dürfte. Dies könnte aber »das Ende der Bibliotheken und der historischen Figur des Bibliotheksdienstes gleichermaßen« bedeuten (S. 51).

Christiane Heibach (Medienwissenschaftlerin in Karlsruhe) stellt in »(De) Let(h)e« die Bibliotheken als Träger der Memoria auf der Basis des Assmannschen Konzepts des kulturellen Gedächtnisses in den Mittelpunkt. Sie legt die »Ambivalenzen der digitalen Speicherung« dar (S. 59–62) und betont, dass die Digitalisierung wohl keine langfristige Kostenersparnis »gegenüber der Bewahrung materieller Objekte« mit sich bringe (S. 61), zumal die langfristig ungesicherten, volatilen digitalen Speicherformen und Speicherformate die kulturelle Überlieferung nicht sicherstellten, und wirft im Abschnitt »Das Internet als Gegenstand des kulturellen Gedächtnisses« die Frage der Verantwortung der Bibliothekare für die Unterscheidung des digitalen Bewahrten oder Verworfenen auf.

Christian Laube (Bibliothekar in Hannover) geht von »Selbstbeschreibungen von Bibliotheken« auf der Basis der Adelsbibliotheken und der Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek in Hannover aus. Die Bibliotheken sähen sich selbst als »Topographien des Wissens und der Memoria« wie auch als »Informationszentrum«. Mit ihrem baldigen Ende sei nicht zu rechnen. Ihre künftige »Aufgabe, als »Hybridbibliothek« alte und neue Formen verfügbaren Wissens vorzuhalten und zu vermitteln ...« (S. 83), dürfe nicht vernachlässigt werden.

Michael Knoche (Bibliotheksleiter in Weimar) erörtert in »Original oder digital?« anhand der Wiederherstellung des zum Teil verbrannten Buchbestandes an der Herzogin Anna Amalia Bibliothek grundsätzliche Fragen der Rekonstruktion eines Bestandes. Er betont, dass die Digitalisierung nicht als Ersatz genüge, da die »originale(n) Bücher« einen »Mehrwert an Erkenntnissen ... gegenüber digitalisierten Büchern« (S. 87) böten. Die Originale müssten in ihrer Funktion als kulturgeschichtliche Zeugnisse möglichst wieder beschafft werden, da die paratextlichen Elemente des Buches ansonsten verloren gingen und das »Wechselspiel von Text und physischer Form des Werks« (S. 90) von der Typographie bis zum Einband von der Digitalisierung nicht leistbar sei. Das Digitalisat stelle ja nur »das entmaterialisierte Abbild eines Originals, eine Schwundstufe« (S. 89) dar. Wenn, wie in »schätzungsweise 80 Prozent aller Fragen ..., die an alte Bücher gestellt werden« nur der textliche Inhalt im Mittelpunkt stünde, sei jedoch »das Digitalisat ein phantastisches Medium« (S. 90).

Bernhard Fischer (Archivar in Weimar) beschreibt in »Von der Handschrift zum Digitalisat« die Probleme der Archive angesichts der Digitalisierung und das sinnlose Vorhaben, sie komplett zu digitalisieren, und weist auf die zum Teil verdeckten Kosten von Digitalisierungsprogrammen und die Risiken der Langzeitarchivierung hin. Freilich lägen »die Segnungen der Digitalisierung ... auf der Hand« (S. 94). Die Archive könnten letztlich aber nicht durch Digitalisate ersetzt werden, da sich die »historische Komplexität der einzelnen Archivalien« erst durch ihren »Kontextbezug« sowie die »originären Ursprungskontexte und sekundären Sammlungskontexte der Quellen« (S. 99) erschließe.

Armin Schlechter demonstriert in »Textträger, archäologisches Objekt und historischer Mosaikstein« den Quellenwert des alten Buches und zeigt ihn in Beispielen »auf der Exemplarebene, auf der Ensembleebene sowie auf der Akkumulationsebene mehrerer Ensembles« (S. 108). Dieser Wert, insbesondere innerhalb des Ensembles, müsse von den Bibliothekaren erhalten werden, zumal das einzelne alte Buch, trotz moderner kritischer Editionen, auch weiterhin seine Gültigkeit behielte. Er moniert, dass, im Gegensatz zur vorzüglichen Erschließung der mittelalterlichen Handschriften und der Inkunabeln, »die Exemplarerschließung beim Alten Buch nach 1500 erst am Anfang« stünde (S.106).

Roland Reuß (Germanistikprofessor in Heidelberg und nicht unumstrittener Editionsphilologe) sieht in »Das Buch und seine Typographie in Zeiten der Hypnose« mit Paul Valéry im Buch »einerseits eine vollkommene *Lese-Maschine*«

zugleich »aber auch ein(en) Kunstgegenstand« (S.115). Reuß billigt dem gedruckten Buch auch zukünftig den entscheidenden Vorteil der adäquateren Lösung »für die intensive Übertragung von Wissen« (S. 116) gegenüber den »digitalen Präsentationsformen am Bildschirm« (S. 117) zu, da »die typographische Einrichtung« des Buches »in ihrer ganzen Differenziertheit der entscheidende Faktor« sei (S.116).

Der Band behandelt also eine bedenkenswerte Thematik, die ins Zentrum der Überlegungen zur Zukunft der Bibliotheken führt. Indes erscheinen andere wesentliche Zukunftsfragen nicht hinreichend angesprochen: Gewiss wirkt das gegenwärtige Szenario bedrohlich, nachdem das Informationsmonopol für die Wissenschaft längst verloren und die reine Buch-Bibliothek an ihr Ende gekommen ist, aber der Blick der Mehrzahl der Referenten in Gotha erfasst nur Teilaspekte und liefert kaum Bausteine für ein überlebensfähiges Konzept einer künftigen Bibliothek, indem er fast allein auf das Print-Medium als Text- und Überlieferungsträger fixiert ist. Analoge und elektronische Informationsträger werden doch auch in der erkennbaren Zukunft nebeneinander bestehen, freilich in von Fach zu Fach modifizierten Formen sowie in einer partiellen Substitution. Wäre es nicht nötig gewesen, in Gotha gleichermaßen die positiven Züge der Digitalisierung, die spezifischen Leistungsmerkmale und Probleme elektronischer Publikationen sowie die Stärkung der Stellung der Bibliothek als wichtiges Glied in der Informationskette eingehend anzusprechen – gerade angesichts der Umwälzungen in der wissenschaftlichen Kommunikation? Werden Bibliotheken und Bibliothekare(innen) im Zeitalter des Internets nicht noch stärker als bisher in der Selektion, Sicherung der Zugänge und Erschließung gebraucht? Ihre Dienstleistung als Bewahrer der kulturellen Überlieferung und des Wissens sowie als Berater und Anbieter im »Lernort Hochschulbibliothek« – von der sachgerechten, standardisierten Verwaltung und Langzeitarchivierung bis hin zur Festigung der Informationskompetenz – dürfte doch auch künftig unverzichtbar sein.

Deshalb erscheint es verfrüht, vom Ende der Bibliothek oder von einer »Selbstabschaffung« zu sprechen. Den-

DIE REZENSENTEN

Dr. Jan-Pieter Barbian, Direktor der Stadtbibliothek Duisburg, Düsseldorf Str. 5–7, 47049 Duisburg, E-Mail: j.barbiam@stadt-duisburg.de

Dr. Sebastian Köppl, Kastanienweg 5, 96163 Gundelsheim b. Bamberg, E-Mail: koeppl_sebastian@gmx.de

Dr. Sven Kuttner, BDir., Universitätsbibliothek München, Geschwister-Scholl-Platz 1, 80539 München, E-Mail: Sven.Kuttner@ub.uni-muenchen.de

Ulrich Rottlieb, M. A., Eilenburgerstr. 49, 04317 Leipzig, E-Mail: u.rottlieb@gmx.de

noch bleibt der schmale Sammelband wichtig. Er ist ein Weckruf, das Buch in seiner inneren und äußeren Qualität, von der Herkunft bis zum Einband, von neuem zu schätzen und eine Aufforderung, sich sowohl der Gesamtkosten, von der Infrastruktur bis zur Retrodigitalisierung, als auch der Risiken der elektronischen Medien mehr bewusst zu sein.

Sebastian Köppl

UMSTÄTTER, WALTHER: Lehrbuch des Bibliotheksmanagements / von Walther Umstätter. – Stuttgart : Hiersemann, 2011. – XV, 257 S.: Ill., graph. Darst.; 24 cm
Literaturangaben
ISBN 978-3-7772-1100-8 kart.: EUR 39.00 (DE)
ISBN 3-7772-1100-1
ISBN 978-3-7772-1100-1

Walther Umstätter, der 2006 emeritierte Professor am Institut für Bibliotheks- und Informationswissenschaft der Humboldt-Universität, ist durch seine Tätigkeit als Hochschullehrer, seine Mitarbeit in der DGI und der deutschen Sektion der ISKO, die von ihm in Ulm aufgebaute, erste deutsche Online-Literaturdokumentation, sowie durch analoge und elektronische Publikationen gut ausgewiesen.

Das vorliegende Werk ist die Neuauflage seines zusammen mit Gisela Ewert verfassten *Lehrbuch(s) der Bibliotheksverwaltung* von 1997, das seinerseits die komplett überarbeitete und erweiterte Neufassung von Wilhelm Krabbes und Wilhelm Martin Luthers *Lehrbuch der Bibliotheksverwaltung* von 1953 war. Die jetzige Neuauflage will »als kurz gefasstes Lehrbuch einen Einstieg in die wichtigsten Themen des Bibliotheksmanagements ... liefern«, »in die Probleme der organisatorischen Gestaltung der bibliothekarischen Arbeitsverfahren und Betriebsabläufe einführen« und den Nachwuchs »zu selbständigem weiteren Durchdenken der Probleme an(zu)spornen« (Vorwort, S. X, XI). Man wird heute den üblich gewordenen Begriff »Bibliotheksmanagement« akzeptieren, auch wenn, um einige kritische Punkte zu nennen, das nur in engen Grenzen durchführbare Personalmarketing, die fehlende Personalbudgetierung bei den Bibliotheken, die noch nicht hinreichende Flexibilisierung beim Haushaltsvollzug und das oft erst in den Anfängen stehende

Controlling keine volle Anwendung betriebswirtschaftlicher Methoden im Rahmen des öffentlichen Dienst- und Haushaltsrechts ermöglichen.

Das gefällig gedruckte Buch mit einer ordentlichen Textgliederung ist gut lesbar, aber mitunter nicht leicht verständlich. Durch Grafiken, Schaubilder und grau unterlegte, aber nicht immer überzeugende Definitionen, die freilich bei wichtigen Teilbereichen fehlen, wird eine lehrbuchgemäße Aufbereitung angestrebt. Andere Illustrationen, insbesondere Fotos oder Reproduktionen von Gemälden, sind zum Teil von schlechter Qualität. Das kombinierte Orts-, Personen- und Sachregister wird dem Buch nicht gerecht, da es für seinen Zweck nicht detailliert genug und lückenhaft ist. Damit ist die schnelle Nutzung als Nachschlagewerk erschwert. Das Literaturverzeichnis müsste ebenso wie der Index in einer eventuellen Neuauflage ebenfalls völlig überarbeitet, aktualisiert und ergänzt werden, weil es, abgesehen vom ersten Teil (S. 235 f.), in mehreren Abschnitten massive Lücken und Veraltetes enthält. Es ist bei der Verzeichnung von Lexika überdies inkonsequent, was die Anordnung nach Sachtiteln oder Herausgebern betrifft. Die mangelnde Stringenz in der Struktur des Bandes zeigt sich, dies nur als Beispiel, etwa im Kapitel »Grundfragen der Bibliotheksorganisation«, wo zwischen Aufbau- und Ablauforganisation Fragen der Eingruppierung und das »Bewerbungsverfahren im Öffentlichen Dienst« (S. 63f.) eingeschoben sind, die eher zum Kapitel »Personalführung« gehörten.

Nach Hobohm/Umlauf, *Erfolgreiches Management von Bibliotheken und Informationseinrichtungen*, Frankenberger/Haller, *Die Moderne Bibliothek*, Kapitel IV–VII, Busse/Ernestus/Plassmann/Seefeldt, *Das Bibliothekswesen der Bundesrepublik Deutschland*, Kapitel IV, Plassmann/Rösch/Seefeldt/Umlauf, *Bibliotheken und Informationsgesellschaft in Deutschland*, Kap. VII, und Becker, »*Gut ist uns nie gut genug!*« mit seinen wichtigen Beispielen des Qualitätsmanagements und anderer Komponenten des Managements, ist Umstätters Buch die erste deutschsprachige, zusammenfassende Monographie zur Thematik. Die unter anderem in den Kapiteln »Personalführung« und »Bestandsbildung und Bestandserhaltung« deutlich erweiter-

te, verbesserte Neuauflage entspricht in der Struktur und den Kapiteln weitgehend seiner *Bibliotheksverwaltung* von 1997, ist aber nicht in allen Bereichen aktualisiert und in den nötigen Punkten überarbeitet. Sie besteht aus den Kapiteln »Begriffsbestimmungen und Definitionen«, »Die verschiedenen Bibliotheksarten«, »Die Bibliotheken und ihre Einrichtungen«, »Grundfragen der Bibliotheksorganisation«, »Bestandsbildung und Bestandserhaltung«, »Benutzung«, »Personalführung«, »Rechtliche Grundlagen«, »Einsatz der Datenverarbeitung« und »Bibliotheksmanagement im erweiterten Sinne«. Die Kritik des Buches von 1997 hat auf weitgehend zutreffende Schwächen und Mängel hingewiesen, die zum Teil jetzt in der Neuauflage abgestellt sind. Geblieben sind einige fragwürdige Aussagen, Unschärfen und Lücken. Aufgrund des geringeren Raumes kann Umstätter, im Gegensatz zu Hobohm/Umlauf, manche Punkte natürlich nur vereinfacht darstellen, die nötige Grundinformation wird aber nicht immer geboten. Eine zu große Detailfreude in Randbereichen, etwa bei seinen erkennbaren Steckenpferden, ersetzt nicht die mangelnde Tiefe in Kernbereichen. Er bleibt in einer Reihe von Themen bei der bloßen Erwähnung stehen, anstatt alle Aspekte straff und lehrbuchgemäß zu erläutern.

In der Bestandserschließung verweist der Autor weitgehend auf seine *Einführung in die Katalogkunde* (zusammen mit Roland Wagner-Döbler) von 2005, die überwiegend negativ beurteilt wurde. Er schließt somit eine Reihe von wichtigen Entwicklungen aus, die ja 2005 noch nicht aktuell sein konnten. Obwohl der Katalog sich »vom Nachweisinstrument zum Zugriffsinstrument« bei elektronischen Ressourcen weitet (Claudia Fabian, in: *Information und Ethik*, hg. v. Barbara Lison, 2007, S. 479) bildet er, wie bereits bei der Vorgängerauflage, kein eigenes Kapitel, sondern, mit einer nicht ganz überzeugenden Begründung, nur einen Abschnitt bei der »Benutzung«. So entfallen leider auch andere Fragen wie etwa das Zurückbleiben der Erschließung beim Fortschreiten der Digitalisierung oder die Verbesserung des Metadatenmanagements.

In der Erwerbung werden wesentliche Bereiche ebenfalls recht karg behandelt, die Umstätter zum Teil im Vor-

wort erwähnt, aber später nicht erläutert. So betont er zwar die »überregional orientierte Bestandspolitik«, die »am ehesten« die Erwerbungsprobleme »im Zeitalter digitalisierter Informationsvermittlung« löse (S. 86), geht aber dann auf die Möglichkeiten und Erfahrungen mit kooperativen Erwerbungsmodellen, etwa bei Konsortiallösungen oder Nationallizenzen, nicht näher ein. Auch die spezifischen Vorteile und Hemmnisse bei elektronischen Zeitschriften, etwa die Problematik des Umstiegs auf E-Only, der wohl letztlich keine Einsparung bringt und die Frage der Langzeitarchivierung offen lässt, werden nicht behandelt. Desgleichen werden die bislang noch nicht mögliche Standardisierung der Geschäftsgänge beim E-Book, seine erschwerte kooperative Katalogisierung in den Verbänden und die verschiedenen Geschäftsmodelle, insbesondere bezüglich der Material- und der Prozesskosten und der divergierenden Lizenzmodelle oder Datei-Formate, nicht angesprochen. Es fehlt auch eine Erörterung der Kriterien für die Auswahl elektronischer Informationsmittel, mitsamt ihren großen Vorteilen und partiellen Nachteilen, oder eines E-Book-Anbieters bzw. Aggregators, dem Bibliothekare(innen) aus mehreren Gründen skeptisch gegenüberstehen, obwohl er »für die Bibliotheken und ihre Nutzer verschiedene Vorteile« böte (Adalbert Kirchgäßner in: *BD* 42, 2008, 3, S. 282). Es sind also wie beim Katalog wesentliche Entwicklungen der letzten Jahre nicht hinreichend rezipiert. Dies ist umso gravierender, als zurzeit kein aktuelles deutsches Gegenstück etwa zu Peggy Johnsons *Fundamentals of collection development and management* zur Verfügung steht.

Im Gesamten gesehen behandelt Umstätter jedoch, wenn auch nicht immer ausgewogen, praktisch alle relevanten Gebiete. Er lenkt den Blick auf so wichtige Instrumente wie die Organisationsentwicklung, das Lean Management und das Qualitätsmanagement bis hin zu Einzelfragen wie die GAP- oder die SWOT-Analyse, auf die ISO 11620 mit den Leistungsindikatoren für Bibliotheken oder die ISO TR 20983 mit den Indikatoren für elektronische Dienstleistungen, bleibt aber dabei, wie auch bei anderen ISO Normen, lückenhaft, wenn er etwa die für Nationalbibliotheken erstellte ISO TR 28118 nicht erwähnt. Andere wichtige

ISO Normen fehlen ebenfalls. Der Autor bringt eine Reihe von wichtigen Einzelpunkten wie die Bestandserhaltung und rät der Bibliotheksleitung, »die Aufgabe der Bestandserhaltung als ein eigenständiges Tätigkeitsgebiet zu organisieren« (S. 99). Sinnvoll für die Praxis und der wiederholten Lektüre wert, sind auch seine Hinweise zur Hardware- und Software-Ergonomie in der Datenverarbeitung oder die Kriterien zum Bibliotheks-bau, wenn auch die Empfehlungen von Harry Faulkner-Brown schon seit längerem durch Andrew McDonald und andere revidiert worden sind. Er gibt wichtige Ratschläge zu Revisionen und mahnt zur Sorgfalt bei der Bestandsaussonderung, insbesondere bei den Auswahl-faktoren des Alters und der geringen Benutzung in Anlehnung an fragwürdige Halbwertzeiten. Umstätter warnt die Fachreferate vor einer allzu schnellen Festlegung auf das E-Book (S. 86), geht allerdings nicht auf ihre künftigen Aufgaben in einer verstärkten Erschließung der Datenbanken, der Bestandsvermittlung, der fachgebundenen Beratung, der Kontrolle des Bestandsprofils wie auch in der Stärkung der Informationskompetenz der Nutzerschaft ein. Die Referate werden ja künftig nicht mehr vorrangig in der Einzeltitelentscheidung, so wichtig sie im Einzelfall etwa bei elektronischen Angeboten sein mag, oder der Sacherschließung im Printbereich gebraucht. Durch die Übernahme aus Verbänden ist inzwischen der lokale Erschließungsanteil in diesem Sektor seit längerem deutlich verringert.

Das Buch, das also auch inhaltlich nicht voll überzeugt, kann nicht als Lehrbuch in dem Sinne gelten, dass es den vollen Stand des Wissens festhielt und eine gute Hilfestellung beim punktuellen Nachschlagen für die Praxis oder einen Leitfaden für den Berufsanfängeralltag böte. Das Ziel des Bandes ist, trotz guter Ansätze und recht wertvoller Einzelpunkte, nur bedingt erreicht. Dennoch sollte er in allen bibliothekarischen Ausbildungsstätten und in größeren Bibliotheken zur Verfügung stehen, da er die Erfahrungen eines ganzen Berufslebens festhält und das »Bibliotheksmanagement« einen Schritt weiterbringt.

Sebastian Köppl

DIE KRIEGSSAMMLUNG DER FÜRSTLICHEN BIBLIOTHEKEN DETMOLD: Soldatenzeitungen des Ersten Weltkriegs in der Lippischen Landesbibliothek; Bestandskatalog / Julia Freifrau Hiller von Gaertringen. [Lippische Landesbibliothek Detmold]. – Detmold: Lippische Landesbibliothek, 2010. – 125 S.: zahlr. Ill.; 30 cm, 700 gr. (Lippische Landesbibliothek <Detmold>: Auswahl- und Ausstellungskataloge der Lippischen Landesbibliothek Detmold; H. 37) ISBN 978-3-9806297-3-7 kart.: EUR 19,80 (DE)



Mit der den militärischen Konflikt ebenso begleitenden wie propagandistisch kommentierenden Kriegspublizistik kam dem medialen Aspekt eine zentrale Bedeutung für die zeitgenössische Wahrnehmung des Ersten Weltkriegs zu, die sich im Wesentlichen auf das gedruckte Wort konzentrierte. Im Vergleich zu den späteren bewaffneten Auseinandersetzungen im 20. Jahrhundert nahmen Fotografie und Film noch eine vergleichsweise marginale Funktion für die Rezeptionsprägung ein. Vom Charakter des Ersten Weltkriegs als »erstem Medienkrieg« legt die Kriegssammlung der Fürstlichen Bibliothek Detmold, die im Sommer 2005 nach Jahrzehnten des Vergessens ihre Wiederentdeckung erleben durfte, ein beredtes Zeugnis ab. Im Zuge verschiedener Baumaßnahmen immer wieder umgelagert, befanden sich die Feldzeitungen als ältester Zugang im Zwischendepot unbearbeiteter Materialien; die mannigfaltige Bandbreite der erhaltenen Soldatenzeitungen stellt Julia Hiller von Gaertringen mit einem reich bebilderten Katalog zur Sammlung vor.

In den Jahren 1914 bis 1918 hatte die damals noch Fürstliche Landesbibliothek unter ihrem Direktor Ernst Anemüller eine sogenannte »Kriegssammlung« angelegt und neben Feldzeitungen auch Flugblätter, Plakate und andere Kriegsdruksachen gesammelt; nach der militärischen Niederlage, dem Zusammenbruch der Monarchie und der Revolution von 1918/19 geriet sie bald in Vergessenheit. Soldaten- oder Feldzeitungen, die an der Front mit mobilen Vervielfältigungsapparaten oder in den Druckereien besetzter Städte hergestellt wurden, gab es auch schon in früheren Kriegen. Im Ersten Weltkrieg aber spielten sie eine besondere Rolle, da der Angriffskrieg vor allem an der Westfront rasch in einen zermürenden Stellungskrieg überging. Die Frontverläufe änderten sich kaum mehr, und mit der Zeit wuchs das Bedürf-

nis nach Abwechslung und nach geistiger Anregung.

Die ersten deutschen Feldzeitungen erschienen bald nach Kriegsbeginn im Herbst 1914, als an der Westfront die deutschen Truppen nach der Marne-schlacht im September in den Schützengräben bereits festsaßen. Der schnelle Erfolg der ersten Feldzeitungen führte zu rasanten Auflagensteigerungen und ließ bei vielen Truppenteilen ähnliche Blätter entstehen. In kurzer Zeit avancierte die unkontrollierte Publikationstätigkeit in den oftmals verlassenen Druckereien der besetzten Etappe zu einer Angelegenheit der Heeresleitung, die für den Frontdienst untaugliche Redakteure, Setzer und Drucker zur Feldpresse abkommandierte und für regelmäßige Papierlieferungen sorgte.

Mit der Einführung der »Feldpressestelle« im Frühjahr 1916 verschaffte sich die Heeresführung einen umfassenden Zugriff auf die Feldzeitungen und unterwarf die Veröffentlichungen einer strengen Zensur; sie produzierte zudem eigenständige Artikel zum Abdruck. Mit dem vorhandenen Drucktypenarsenal vor Ort konnte natürlich zunächst nur in der lateinischen Antiqua gedruckt werden. Erschien die Feldzeitung in Fraktur, so stammte das Satzmaterial aus dem Reich und war an die Front geschafft worden. Gleichwohl gelangten nicht alle Feldzeitungen in den Druck und entzogen sich damit ein Stück weit auch der Heereszensur. So sind manche hand- oder maschinenschriftlich auf Matrizen geschrieben und mittels eines Hektographen vervielfältigt worden.

Inhaltlich verfügen die Feldzeitungen über ein unterschiedliches Profil, wie Hiller von Gaertringen systematisch herausarbeitet. Manche lassen sich vor allem als Nachrichtenblätter charakterisieren, die ihre Leser über die neuesten politischen und militärischen Entwicklungen sowie die aktuelle Kriegswirtschaft informierten. Andere lieferten nicht nur Nachrichten, sondern ließen auch Platz für Erlebnisberichte von Kompanieangehörigen und für Geschichten aus der Heimat; sie druckten kleine Erzählungen und Gedichte von Soldaten, belehrten über die Geschichte der eroberten Städte, lieferten Anekdoten sowie die neuesten »Grabenwitze« und boten eine Schach- oder Rätselcke. Gerade diese Unterhaltungsfunktion machte den besonderen

Reiz der Zeitungen für die Frontsoldaten aus. Einige Gazetten beschränkten sich auch ganz auf diese Sparte und verzichteten auf jeglichen Nachrichtenteil.

Der Vorrang der Feldpresse vor den Unterhaltungsblättern aus der Heimat lag auf der Hand: Sie wusste um die Gefühlslage ihrer Klientel. Redakteure, Einlieferer und Leser waren Kriegskameraden, die der gleiche Erfahrungshorizont verband. Während die deutschen Sonntagsblätter ihren Lesern ein verlogenes Kriegsidyll vorgaukelten und den mörderischen Alltag an der Front als Abenteuerunternehmen euphemisierten, befanden sich die Feldzeitungen aufgrund ihrer Authentizität und Glaubwürdigkeit immer im Vorteil. Als Zeitungen von Soldaten für Soldaten boten sie Zerstreuung und ein wenig Belehrung, vertrieben die Langeweile und bemühten sich, die Soldaten ihre Erlebnisse und Stimmungen wiederfinden zu lassen.

Eine tragende Rolle in den Feldzeitungen spielten die Illustrationen, die zumeist von den Soldaten selbst stammten. Sie zeigen Land- und Ortschaften aus den besetzten Gebieten, Episoden aus den Schützengräben oder Skizzen aus dem Niemandsland der Front, sehr oft aber karikierten sich die Soldaten selbst in ihren Freizeitaktivitäten, ihren Urlaubssehnsüchten, ihrer Findigkeit bei der Lebensmittelbeschaffung oder den Eigenheiten des Soldatenjargons.

Als aussagekräftige Dokumente für die Kommunikations- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs stellen die wiederentdeckten Zeitungen eine Quelle ersten Ranges dar. In einigen Fällen ist die Lippische Landesbibliothek in Detmold Alleinbesitzerin der erhaltenen Exemplare. Die Bestandsbeschreibung aus der Feder der Direktorin der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe belegt somit eindrucksvoll, dass historische Sammlungen ebenso bestandsstrukturierende wie identitätsstiftende Funktionen in Bibliotheken zu erfüllen vermögen, wenn der Dornröschenschlaf dieser mitunter vergessenen Mauerblümchen mit entsprechenden Erschließungsinitiativen beendet wird. So dürfte sich in einigen Häusern noch so mancher Schatz befinden, der einerseits historisch orientierten Wissenschaftsfächern eine Fundgrube, andererseits den Bibliotheken ein Alleinstellungsmerkmal zu schenken vermag – so man solche Schätze denn he-

ben will, und betriebsblinde Bibliokraten sie nicht schon im Altpapiercontainer platzsparend entsorgt haben. Was man dabei gewinnen kann oder bei einer Aussonderung ohne Sinn und Verstand auch verlieren könnte, zeigt dieses Beispiel aus Ostwestfalen mit einem überaus gelungenen Bestandskatalog.

Sven Kuttner

NS-PROVENIENZFORSCHUNG AN ÖSTERREICHISCHEN BIBLIOTHEKEN: Anspruch und Wirklichkeit / hrsg. von Bruno Bauer – Graz; Feldkirch: Neugebauer, 2011. – 542 S.: Ill.; 23 cm, 760 g (Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen & Bibliothekare: Schriften der Vereinigung Österreichischer Bibliothekarinnen und Bibliothekare (VÖB); Bd. 10) Literaturangaben ISBN 978-3-85376-290-5 kart.: EUR 59.90 (DE) (freier Pr.), EUR 59.90 (AT) (freier Pr.)

Endlich, möchte man sagen: Ein Sammelband, der kritisch und leidlich umfassend das Thema NS-Provenienzforschung an österreichischen Bibliotheken behandelt. Mehr als 60 Jahre nach den Untaten des nationalsozialistischen Regimes liegt mit diesem Band eine Übersichts-darstellung für die österreichischen Universitäts- und Studienbibliotheken sowie für einige Museums- und Institutsbüchereien vor. Womit auch gleich die erste Einschränkung zu nennen wäre: Erfasst werden von dem zugrunde liegenden Gesetz (Kunstrückgabegesetz – zur juristischen Seite vgl. den Beitrag von Eva Blimlinger) überhaupt nur die dem Bund administrativ unterstehenden Einrichtungen. Außen vor bleiben sämtliche nicht der Republik Österreich unterstehenden Landes- wie Kommunal- und privatrechtlich organisierte Bibliotheken.

Das Buch ist untergliedert in insgesamt vier Abschnitte: Überblicksbeiträge, Universitätsbibliotheken, Nationalbibliothek und Landesbibliotheken sowie Museums- und Behördenbibliotheken. Verschiedene Autorinnen und Autoren geben dabei jeweils Einblick zum Stand der Provenienzforschung wie den Restitutions an den jeweiligen Institutionen. Auffällig ist der sehr unterschiedliche Aufarbeitungsstand vieler Einrichtungen: So sind in der Österreichischen Nationalbibliothek sowie in der Wien-Bibliothek große Teile des Bestandes, respektive der



entsprechenden Jahrgänge, einer Generalrevision unterzogen worden. In anderen Studieneinrichtungen wie der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt ist augenscheinlich nichts passiert – oder besitzt man dort keine Bücher aus den Erscheinungsjahren vor 1945? Offensichtlich ist, und dass wird von allen Autorinnen und Autoren ausdrücklich betont, die Provenienzforschung ein ambitioniertes, an Zeit- wie an Ressourcen zehrendes Feld, für das es einen langen Atem braucht.

Unsystematische Erwerbungs- politik im Dritten Reich

Zum Bücherraub in Österreich und zur Verbringung geraubter Bücher in die damalige Ostmark sind in den letzten Jahren einige Publikationen – vorwiegend in Periodika und als Dissertationen – erschienen. Deshalb ist es nicht nötig, hier noch einmal die ganze Geschichte zu erzählen. Dennoch sei kurz auf die wichtigsten Protagonisten verwiesen: Geraubte und/oder konfiszierte Bücher gelangten größtenteils während der NS-Herrschaft über die Nationalbibliothek in Wien, das Versteigerungshaus Dorotheum in Wien, die Geheime Staatspolizei sowie über den Antiquariatshandel (vgl. Beitrag von Walter Mentzel) in den Bestand der Bibliotheken. Dazu kamen noch die Bände, welche über die Reichstauschstelle in Berlin erworben wurden. Im Einzelfall wie der Institutsbibliothek des Fachbereiches Judaistik der Universität Wien (vgl. Beitrag von Markus Stumpf) sind die entsprechenden Bestände auf unterschiedlichste Weise, so über das Ahnenerbe, arisierte Buchhandlungen oder Notverkäufe gekommen –, ohne dass hier eine erkennbare systematische Erwerbungs politik dahinter stand. Nach 1945 sind weitere Bestände an geraubten Drucken aus ehemaligen nationalsozialistischen Sammlungen als Ausgleich für Kriegsverluste aus den nicht in der unmittelbaren Nachkriegszeit restituierten Büchern hinzugekommen. Die wichtigste Quelle dafür war die so ge-

nannte »Sammlung Tanzenberg«, benannt nach ihrem Aufbewahrungsort Schloss Tanzenberg in Kärnten. Es handelte sich dabei vorwiegend um Raubgut, das der »Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg« für die »Hohe Schule«, eine konzipierte NSDAP-Universität, in den okkupierten Gebieten zusammen geraubt hatte.

Eine Erkenntnis ist – wie wohl kaum anders zu erwarten – die unterschiedliche Intensität der Erwerbungs politik im Dritten Reich: Von der Möglichkeit, die eigenen Sammlungen unkompliziert und preiswert mit Raubbüchern zu erweitern, bis hin zum Desinteresse an Büchern aus solchen Beständen (UB Graz und UB Salzburg). Dies war entschieden davon abhängig, welche Einrichtungen von den diversen NS-Institutionen protegiert (NaBi und UB Linz) oder eben nicht gefördert wurden.

Die Methodik der einzelnen Forschungsprojekte ist sehr unterschiedlich aufgestellt. Gemeinsam ist allen die Sichtung eventuell vorhandener Archivalien, wie Hausakten und Inventar- bzw. Zugangsbücher. Die meisten Einrichtungen haben im Laufe der Projekte festgestellt, dass nicht nur Bücher der Erwerbsjahre 1938 bis 1945 unrechtmäßig in die Bestände gelangt sind, sondern vielfach erst danach eingearbeitet wurden. Dennoch beschränkt man sich zum Beispiel in der Bibliothek der Wirtschaftsuniversität Wien genau auf diesen Zeitraum. Wünschenswert erscheint es deshalb, dass ein Curriculum mit einheitlichen Standards erarbeitet wird, an dem sich interessierte Bibliotheken orientieren können, um die Vergleichbarkeit zu gewähren, respektive um auch Raubgut restituieren zu können.

Kunstrückgabegesetz auch für Deutschland sinnvoll

Die NS-Provenienzforschung an österreichischen Bibliotheken ist kein auf das Gebiet der Republik Österreich beschränktes Feld. Aufgrund der ehemali-

gen Zugehörigkeit zum Deutschen Reich ergaben sich vielfältige Kontakte zwischen den verschiedenen Protagonisten. Somit muss die NS-Provenienzforschung immer auch den Blick über die Grenzen nach Deutschland richten. Die heutige Situation der Provenienzforschung in Deutschland gleicht, wie der Beitrag von Frank Möbius verdeutlicht, einer Kraterlandschaft. Häufig von lokalen Initiativen ausgehend, gibt es Bibliotheken, die große Teile relevanter Bestände gesichtet haben, während ansonsten ein weitgehendes Desinteresse konstatiert werden muss. Auch in Deutschland müssen Nachkriegserwerbungen, die über das *Offenbach Archival Depot* (BRD) oder über die *Bergungsstelle für wissenschaftliche Buchbestände* bzw. die *Zentralstelle für wissenschaftliche Altbestände* (DDR) erworben wurden, in die Untersuchung mit einbezogen werden. Die föderale Struktur und das Fehlen eines Bundesgesetzes lassen Ergebnisse, wie sie in diesem Band für Österreich publiziert werden, so schnell für Deutschland nicht erwarten. Fehlende Ressourcen sollten kein Grund sein, das NS-Unrecht nicht aufzuarbeiten. Es scheint eher eine Frage des Willens zu sein, denn schon mit geringem Aufwand, etwa im Rahmen von Abschlussarbeiten oder Dissertationen, lässt sich zumindest lokale Institutionsgeschichte schreiben. Daraus ergeben sich auch Schlussfolgerungen und Ideen für Folgeprojekte. Immerhin wurde eine Koordinierungsstelle bei der Staatsbibliothek zu Berlin etabliert, an die sich interessierte Bibliotheken wenden können.

Wünschenswert in diesem Band wäre eine Auflistung aller bedeutenden Bibliotheken gewesen, damit sich die Leserschaft eine Vorstellung vom derzeitigen Ist-Stand der Provenienzforschung machen kann. Für Deutschland ist mit einer analogen Veröffentlichung über NS-Raubgut an Bibliotheken in absehbarer Zeit, auch 67 Jahre nach Kriegsende, wohl nicht zu rechnen.

Ulrich Rottlieb